

Schwerpunktthema: Evaluation

JOACHIM MESTER

Evaluation in der Sportwissenschaft

1 Einleitung

In der allgemeinen hochschulpolitischen Diskussion gibt seit längerer Zeit kaum ein Thema, das in Breite und Tiefe so diskutiert wird, wie dasjenige der Evaluation. Von wissenschaftlichen Avantgardisten und Traditionalisten wird dieses Thema genau so gerne aufgenommen wie von Bildungspolitikern aller politischer Parteien. Die wissenschaftlichen Standesorganisationen (Hochschulrektorenkonferenz, Deutscher Hochschulverband) artikulieren ihre Meinungen in einer Vielzahl von Publikationen ebenso wie etwa hochschulbezogene Service-Institutionen (Centrum für Hochschulentwicklung, HIS-Hochschul-Informationssystem GmbH). Einige Bundesländer haben jüngst ihr gesamtes Hochschulwesen bereits einer Evaluation unterzogen und gravierende Konsequenzen formuliert (MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST BADEN-WÜRTTEMBERG 1998).

Das gesamte Hochschulwesen soll sich also einer permanenten Evaluation unterziehen. Geht man von dem Wortes eigentlicher Bedeutung aus, so will man also einen Wert oder eine wissenschaftliche Leistung feststellen bzw. messen und/oder den aktuellen Stand mit einem „Soll“-wert vergleichen. Das sind für die Wissenschaft eigentlich völlig unspektakuläre und altbekannte Dinge, gehören sie doch zu den ureigensten und eigentlichen akademischen Aufgaben.

Der aktuelle Anlaß für die so breit diskutierte Forderung nach Evaluation ist jedoch nur ein Symptom für eine tiefere Orientierungskrise – man könnte auch sagen „Wertekrise“ – der deutschen Universität. Die öffentliche und veröffentlichte Meinung sind sich in hohem Maß einig, daß es mit dem „Wert“ der deutschen Universitäten angeblich nicht mehr weit her sei. Man stimmt darin überein, daß diese mit dem berühmten „ein Faß ohne Boden“ vieles gemein hätten und daß die Professoren ebenso faul wie ihre Studierende seien. Eine krasse Diskrepanz bilden in dieser Meinung die Fachhochschulen, die – aufgrund ihrer angeblich größeren Praxisnähe, der geringen Kosten und damit der höheren Effektivität – auszubauen wären.

Da der deutschen Sportwissenschaft, angesichts gefährlicher Überlegungen in manchen Bundesländern, die Sportlehrerausbildung aus den Universitäten auszulagern, an ihrem universitären Status viel gelegen sein muß, tut sie gut daran, sich auch des Themas der Evaluation anzunehmen. Das geschieht in der Form dieses Schwerpunktthemas der „dvs-Informationen“. In insgesamt 5 Beiträgen setzen sich eine Autorin (ALFERMANN) und 5 Autoren (BARZ/KÜCHLER, MESTER, REILLY, SCHIMANK) mit dem Thema auseinander. Das Spektrum dieser Beiträge reicht von den kritischen Anmerkungen aus der Sicht eines Soziologen (SCHIMANK) über die konzeptionellen Erfahrungen aus der Sicht einer Institution,

die sich der Hochschulentwicklung widmet („Centrum für Hochschulentwicklung“: BARZ/KÜCHLER) hin zu den Erfahrungen mit der praktischen Arbeit der Evaluation (ALFERMANN). Begonnen wird die Reihe der Texte jedoch nach den einleitenden Bemerkungen dieses Beitrages mit den englischen Erfahrungen von Thomas REILLY. Es wurde bewußt Wert darauf gelegt, diese Erfahrungen einzubringen, weil vieles von den Entwicklungen, die im Vereinigten Königreich bereits institutionelle Realität darstellen, in Deutschland (noch) in der Diskussion sind.

2 Anlaß für Evaluation: Fünf Gedanken zur Wahrnehmung einer Orientierungskrise

2.1 Dem Staat sind die Universitäten weniger Wert

Die Entwicklung kann einen Beobachter, der sich um eine sachliche Analyse bemüht, schon in ein gewisses Erstaunen versetzen. Unbestritten sind doch Tatsachen, wie die durch die OECD-Studie nachgewiesene, daß Deutschland bei seinen pro Kopf Bildungsausgaben auf einem der letzten Plätze im internationalen Vergleich liegt. Unbestritten ist auch, daß die Anzahl der Studierenden seit dem bildungsgeschichtlich hervorragenden, jedoch bildungsfinanziell kaum tragbaren Öffnungsbeschluß aus den siebziger Jahren stark zugenommen, die Anzahl der Lehrenden sich jedoch verringert hat. Unbestritten ist auch die Tatsache, daß aus diesen Gründen das Betreuungsverhältnis an deutschen Universitäten sicher kein Ruhmesblatt für das „Land der Dichter und Denker“ ist (s. Abb. 1).

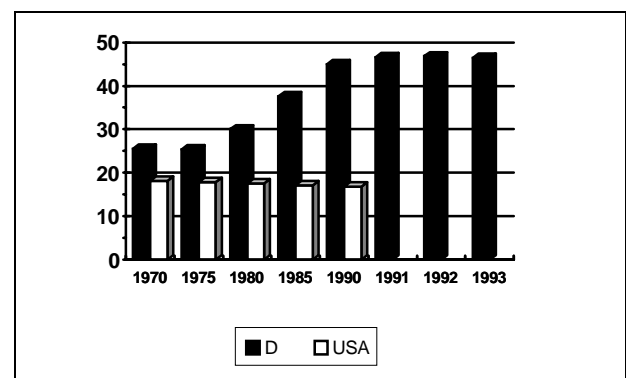


Abb. 1: Betreuungsverhältnis Studierende pro Professor (nach HÜTTL/SEMMELE 1998)

Eine Ursache für die Verschlechterung des Betreuungsverhältnisses ist natürlich die hinlänglich bekannte Finanznot der öffentlichen Hand. Betrachtet man nun dieses Faktum mit den Instrumenten einer Evaluation, so ist ganz offensichtlich der Wert der Universitäten für den Staat gesunken. Andere Werte werden mit höheren Prioritäten versehen.

Umgekehrt proportional zu dieser Entwicklung wurde die Autonomie der Universitäten schrittweise vergrößert. Einige Entscheidungsbefugnisse, die sich früher der Staat vorbehalten hat, wurden auf die Universitäten verlagert (z.B. Genehmigung von Prüfungsordnungen, Lockerung kameralistischer Vorgaben des Haushaltsrechts etc.). All das macht aus Sicht der Universitäten durchaus Sinn. Man darf nur diese Ab- und Aufgabe von Befugnissen durch den Staat nicht mit dessen plötzlicher Einsicht in die hohe Selbstregulationskompetenz von Universitäten gleichsetzen. Wenn weniger Geld vorhanden ist, muß eben auch oft der Anspruch auf Einfluß sinken.

Die Universitäten nehmen diese größeren Freiräume gerne in Anspruch und fordern noch mehr davon. Wenn das ermöglicht werden sollte, könnte in nicht ferner Zukunft die Situation eintreten, daß der Staat sich fragt, warum er denn mit hohem Aufwand in Systeme investiert, deren Entwicklung er nur noch in geringem Ausmaß mitbestimmen kann. Dann wäre wohl endgültig der Zeitpunkt gekommen, an dem ein Paradigmenwechsel in der Finanzierung der deutschen Universitäten und Hochschulen eintreten würde. Das Thema von deutlich mehr privat finanzierten Hochschulen im Status von Universitäten mit Studiengebühren wird dann wohl unabweisbar wieder aufleben. Wenn das so eintritt und die Hochschulen diese Einnahmen wirklich für ihre eigenen Belange verwenden können, muß gleichzeitig ein völlig anderes System der Finanzierung des Studiums für die Studierenden gefunden werden. Das herkömmliche BAföG ist dann völlig unzureichend.

Bilanzierend kann auf den Gedanken kommen, daß die heutige Generation von Bildungs- und Finanzpolitikern nicht mehr in der Lage ist, die Schuldverschreibungen einzulösen, die von ihren Vorgängern aus dem Ende der sechziger und dem Anfang der siebziger Jahre ausgestellt worden sind. Das gilt sowohl für den damaligen Anspruch an „Bildung für Alle zum Nulltarif“ und den dafür notwendigen Optimismus der Finanzierbarkeit. Es muß allerdings relativierend hinzugefügt werden, daß einige der staats- oder finanzpolitischen Entwicklungen (z.B. Wiederherstellung der deutschen Einheit) schlichtweg nicht vorauszusehen waren.

2.2 Humboldt kann – muß aber vielleicht gar nicht – reanimiert werden

Im Zusammenhang mit der o.g. Wertekrise ist seit einiger Zeit das durch Humboldt geprägte Leitbild der deutschen Universität ebenfalls stark in der hochschulpolitischen Diskussion. Die einen, meistens geistes- und kulturwissenschaftlichen Protagonisten beschwören mit dem Ausruf „Humboldt lebt!“ die traditionellen Bildungswerte humboldtianischen Lehrens und Forschens. Die anderen, zu denen sehr oft Naturwissenschaftler in einer ungewohnten Allianz mit manchen Bildungspolitikern gehören, verweisen zu Recht darauf, daß „Humboldt tot ist“; dieses natürlich in doppelter Konnotation.

Wenn man die deutsche Wissenschaftsentwicklung, von der die Sportwissenschaft naturgemäß ein – wenn auch kleiner – Teil ist, etwa im Vergleich zu den USA betrachtet, so muß schon zugegeben werden, daß in Deutschland die Kluft zwischen den sog. Sprach-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften auf der einen Seite und den Biowissenschaften auf der anderen sicher nicht kleiner geworden ist. Das hängt allerdings nicht mit einem von Humboldt ge-

prägten Universitätsverständnis zusammen. Dieses bezog einen wichtigen Teil seiner Identität aus einem Zugang zu den Problemen durch Sicht der Fachdisziplinen, allerdings vor dem Hintergrund eines breiten fachübergreifenden Bildungsverständnisses. Diese Aspekte werden in modernen Evaluationskonzepten mitverfolgt.

Dabei haben die wissenschaftlichen Konzepte und Methoden, mit denen die Probleme gelöst und dann natürlich wiederum auch neue erzeugt werden, durch den der Wissenschaft eigenen Impetus in Breite und Tiefe erheblich zugenommen. Daraus entstand die hinlänglich bekannte Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Disziplinen und Teildisziplinen. Die Sportwissenschaft bildet hier keine Ausnahme. Das allein ist allerdings keine Abkehr eines humboldtianischen Bildungsprinzip, da gerade Humboldt immer für die Entwicklung von Bildung eine mehrdimensionale Sichtweise gefordert hat. Gerade das wird an vielen amerikanischen Universitäten, die als sog. „Elite-Universitäten“ gelten, weiterhin verfolgt. Insofern könnten manche amerikanischen Universitäten stärker „humboldtianisch“ sein als ihre deutschen Pendant (HÖLLEDOBLER 1998).

Die wissenschaftlichen Probleme nehmen bei ihrer Entstehung meist keine Rücksicht darauf, durch welche Disziplin sie gelöst werden können. Da aufgrund der Vertiefung der Fachdisziplinen der Blick in die Nachbarschaft immer schwerer wurde, entstand in Deutschland quasi als taktische Gegenbewegung zu der Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen die berüchtigte Forderung nach interdisziplinärer Zusammenarbeit. Die Vehemenz dieser Forderung hat in der jüngeren Vergangenheit jedoch spürbar nachgelassen. Einen Grund kann man darin zu sehen, daß inzwischen ganze Generationen von Wissenschaftlern daran gescheitert sind. Dieses Scheitern wiederum ist mit großer Wahrscheinlichkeit u.a. darauf zurückzuführen, daß einmal um die Disziplinen herum errichtete Mauern eben nicht nur von außen, sondern auch von innen schwer zu überwinden sind. Dieses zum 'common sense' mutierte Problem hat schließlich dazu beigetragen, daß Blicke oder gar Spaziergänge über die schützenden Mauern eher eine seltene Ausnahme als eine übliche wissenschaftliche Attitude wurden. Um so wichtiger ist dieser Aspekt bei der Konstruktion von Kriterien für Evaluation. Begehrte Partner für wissenschaftliche Kooperationen sind im allgemeinen eben solche, die anerkannt und ausgewiesen sind.

2.3 Akademische Freiheiten und der öffentliche Dienst in Deutschland

Der o.g. Ausbau und die Stabilisierung von Professuren, Fächern, Instituten und Fakultäten war von einer, im internationalen Vergleich außerordentlichen hohen Stellsicherheit verbunden. Das allerdings gilt natürlich nur für diejenigen, die das Können (und auch das Glück!) hatten, eine Beamtenstelle oder unbefristete Angestelltenstelle zu ergattern. Wie es sich für ein administratives Gebilde in Deutschland gehört, sind dann konkurrenz-/leistungsorientierte Belohnungs- und Sanktionssysteme (angeblich) auch nicht mehr erforderlich, weil die intrinsische Motivation aller Beteiligten ausreicht. In Deutschland ist es schlechterdings unmöglich, jemanden aus dem Dienst zu entfernen, der oder die eine Beamten-/oder unbefristete Angestelltenstelle inne hat. Das gilt selbst für solche Fälle, in denen in der Industrie

von einem massiv geschäftsschädigenden Verhalten gesprochen werden kann. Den Preis der hohen sozialen Absicherung vieler, in diesem System etablierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mußten in der Folge drastisch sinkender öffentlicher Finanzierungsmöglichkeiten viele Nichtetablierte zahlen, die im allgemeinen zum Nachwuchs zu zählen sind.

Diese Freiheit und ihre mißbräuchliche Verwendung ist es auch, die einen Teil der harschen öffentlichen Kritik am Hochschulsystem ausmacht. Beschäftigungsverhältnisse in anderen Bereichen sehen eben nicht vor, daß Arbeitszeiten von den Beschäftigten weitgehend selbst geregelt werden. Auch der Umfang an (möglichen) Urlaubszeiten trägt nicht unwesentlich dazu bei, daß sich die akademische Freiheit im öffentlichen Ansehen fast zu einem Symbol kollektiver Neidhaftigkeit verwandelt hat. Es kommen der Reiz und die Leichtigkeit zu pauschaler Kritik an komplexen, meist wehrlosen System hinzu. Es schimpft sich eben leicht auf die Politik, die Wissenschaft, die Schulen, den Sport usw.

Andere Staaten, die von dem preußischen Beamtenerbe, wie auch von der Errungenschaft des modernen Angestelltenrechts weniger berührt sind, zeigen konsequenterweise ein deutlich geringeres Massenträgheitsmoment des Personals. Die Schilderungen von Thomas REILLY aus dem englischen Hochschulsystem belegen das sehr eindrucksvoll. Es ist sicher nicht erstrebenswert, daß alle Hochschulen nur noch gebannt auf den nächsten Evaluierungstermin warten und alle Anstrengungen auf die Erfüllung oder Verbesserung der quantitativen Parameter richten, aber auch hier macht nur die Dosis das Gift. Ein gut dosiertes Belohnungs- und Sanktionssystem im universitären Bereich für individuelle Leistungen wäre neben den ja in den meisten deutschen Bundesländern bereits bestehenden institutionellen Anreizsystemen äußerst hilfreich. Einen fast als revolutionär zu bewertenden Schritt unternahm kürzlich der Senat der Hochschulrektorenkonferenz, als er nahezu einmütig die Senkung der Gehälter für Universitätsprofessoren auf C 3 und dann eine nach oben offenen Leistungszulage diskutierte.

2.4 Internationalisierung in Forschung und Lehre

Ein weiterer Preis für die in den Vergangenheit geringe Anpassungsfähigkeit und die damit verbundene Forderung nach Evaluierung muß durch das ganze Bildungssystem gezahlt werden. Dieses nähert sich im internationalen Vergleich, was die schulische wie die universitäre Bildung gleichermaßen betrifft, von einer Mittelposition bedenklich der Abstiegszone. Nobel-Preise sind für deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine seltene Ausnahme geworden, das Interesse ausländischer Studierender an einem Aufenthalt an deutschen Universitäten ist gesunken, die OECD-Studie wurde bereits zitiert, und die internationale TIMMS-Studie zu den Leistungen deutscher Schülerinnen und Schüler in den naturwissenschaftlichen Fächern rundet das besorgniserregende Bild ab.

Die außerordentlich hohen Hürden, die durch die Ausländergesetzgebung vor einem Studierwilligen aus einem anderen Land aufgebaut werden, dürfen bei der Analyse

von Gründen für die sich verringernde Attraktivität des Studienstandortes Deutschland nicht übersehen werden. Andere Gründe liegen zunächst banalerweise im sprachlichen Bereich. Deutsch war einmal mit vielen angesehenen Publikationsorganen die klassische Wissenschaftssprache. Insbesondere von 1910-1920 war es die am weitesten verbreitete und akzeptierte Publikationssprache, noch deutlich vor dem Englischen. Das hat sich jedoch seit 1930, ausgehend von der Katastrophe des Nationalsozialismus, gründlich geändert. Einen ähnlichen Verlust an internationaler Bedeutung hat nur die französische Sprache mit dem Ende des 18. Jahrhunderts hinnehmen müssen. Andere Nationen, die aufgrund kleinerer Sprachräume diese starke Verbreitung ihrer eigenen Sprache nie besessen haben, leiden heute naturgemäß nicht unter den Folgen. Genau diese Nationen sind deshalb seit vielen Jahren an Instrumente gewöhnt, in der heute klassischen Wissenschaftssprache Englisch zu publizieren und genießen oftmals eine hohe internationale Anerkennung.

Ein weiterer Grund für die verringerte internationale Attraktivität ist darin zu suchen, daß das deutsche universitäre Bildungssystem mit dem Diplom als wichtigstem Abschluß international nur eine geringe Bedeutung besitzt. Abgestufte Studiengangssysteme mit Bachelor- und Master-Abschlüssen haben dem deutschen Diplom, von wenigen Fächern abgesehen, den Rang abgelassen. Das Diplom in Sportwissenschaft gehört zu diesen Ausnahmen nicht. Es kann als hoch wahrscheinlich angesehen werden, daß in absehbarer Zukunft akademische Studienprogramme weniger den üblichen ministeriellen Genehmigungsverfahren unterworfen werden als vielmehr einer akademischen Zertifizierung durch ein entsprechendes Gremium, das evtl. bei der Hochschulrektorenkonferenz angesiedelt ist. Auch das kann als ein Instrument einer zukünftigen kontinuierlichen Evaluation verstanden werden.

Die mittlere internationale Reputation der deutschen Sportwissenschaft muß angesichts des Differenzierungsgrades der Fächer und der Zahl von Sportwissenschaftlerinnen und Sportwissenschaftlern an den nahezu 70 einschlägigen Instituten und Fakultäten an deutschen Universitäten als in hohem Maß verbesserungswürdig bezeichnet werden. Wir sind selbst jedoch dafür verantwortlich, daß im Vergleich zu viel kleineren Nationen, wie z.B. den skandinavischen Staaten oder auch den sog. Benelux-Staaten, unsere internationale Repräsentanz im Mittel viel zu gering ist. Das bezieht sich sowohl auf die Publikationstätigkeit in internationalen Organen wie auch auf die Anwesenheit bei internationalen Kongressen. Das gilt im übrigen für Sportwissenschaft und Sportmedizin in gleichem Maß, wenn man auf eine Unterscheidung Wert legt.

Man mag die Bedeutung der internationalen Repräsentanz als Evaluationsparameter heute noch mit einem Fächer-Bias versehen. Die kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächer sind hier (z.Zt. noch) weniger betroffen als die biowissenschaftlichen. Die Konkurrenz, der der Nachwuchs bei der Besetzung von Stellen spätestens in der nächsten Generation gegenübersteht, wird, ist allerdings in allen Fächern mit hoher Wahrscheinlichkeit durch eine internationale Bewerberlage geprägt.

2.5 Universitäten sind keine Wirtschaftsunternehmen, müssen aber wirtschaftlicher denken

Unter dem bereits mehrfach zitierten Druck knapper öffentlicher Ressourcen werden als Evaluationsbereiche vielfach der gesellschaftliche Bedarf und die Anwendbarkeit der wissenschaftlichen Arbeiten in den Vordergrund gestellt. Die Diskussion geht so weit, Universitäten als Wirtschaftsunternehmen zu verstehen, die dann eben auch konsequent Wirtschaftlichkeitsüberlegungen zu folgen hätten. Als edukativer Aspekt dieser Überlegungen ist nicht völlig von der Hand zu weisen, daß ein Bewußtsein der Entscheidungsträger in der Wissenschaft über die von ihnen erzeugten und von der Gesellschaft zu tragenden Kosten in den deutschen Universitäten bislang sicher nicht sehr ausgeprägt war.

Nach der sog. Globalisierung der Haushalte und damit der bereits angesprochenen Reduzierung der Kameraristik, die im allgemeinen schon als positiv bewertet werden muß, deutet sich aber mit der Budgetierung der Personalhaushalte schon der nächste Schritt an. Das bedeutet nicht weniger, als daß das Stellenprinzip der Haushalte aufgegeben wird und daß statt dessen eine Deckelung der Personalbudgets erfolgt. Die Universitäten hätten dann voraussichtlich zwar die Möglichkeit, unterhalb dieses Deckels in der Form freier zu entscheiden, daß Stellenumwandlungen nicht mehr mit dem administrativen Aufwand verbunden wären wie in der Vergangenheit. Es darf aber nicht übersehen werden, daß auf diese Weise auch Kürzungen der Etats für die Landesregierungen wesentlich vereinfacht werden. Völlig unkalkulierbar würde das Risiko für die Hochschulen, wenn auch die Versorgungslasten in diese neue Form der Haushaltsarithmetik einbezogen würden.

Es kommt als entscheidende Überlegung hinzu, daß vor dem Hintergrund des geltenden Beamten- und Angestelltenrechts in den Hochschulen einfach die Instrumente fehlen, mit denen eine wirklich flexible und an aktuellen Bedürfnissen und Evaluation ausgerichtete Personalpolitik erfolgen könnte.

3 Zehn zusammenfassende Thesen

Versucht man, die aktuelle Situation um Evaluation von Personen, wissenschaftlichen Fächern und Einrichtungen an Universitäten zu diskutieren, so sollte dieses vor einem breiteren Kontext der allgemeinen Hochschulentwicklung geschehen. Nur so können Ursachen und nicht nur Symptome für mögliche Defizite aufgedeckt werden.

Es ist für die Sportwissenschaft von existentieller Bedeutung, sich dieser Diskussion in aller Konsequenz zu stellen.

1. Die Finanzkrise der öffentlichen Hand darf nicht nur als Bedrohung verstanden werden. Sie muß auch als Anlaß für eine Erneuerung der universitären Strukturen in Lehre und Forschung verstanden werden.
2. Die Leistungen der Universitäten müssen in viel höherem Maß dem öffentlichen Bewußtsein vermittelt werden. Transparenz der eigenen Arbeit und gesellschaftlicher Nutzen müssen stärker verdeutlicht werden.
3. Die Prinzipien von aktiver Konkurrenz und Kooperation gleichermaßen müssen institutionalisiert werden.
4. Ein flexibles System gezielter Belohnung für individuelle Leistungen, aber auch von Sanktionen für in-

dividuelles Fehlverhalten muß geschaffen werden. Für beide Ziele sind Angestellten- und Beamtenrecht völlig unzureichend.

5. Ein kontinuierliches System von Evaluation muß zwischen den beteiligten Partnern vereinbart werden. Dieses muß sich sowohl auf Bereiche individueller wie institutioneller Leistung und Belastung beziehen. Das gilt für die sportwissenschaftliche Theorie ebenso wie für die sportwissenschaftliche Praxis.
6. Die Parameter der Evaluation müssen fächergruppenspezifisch ausgestaltet sein. Für den biowissenschaftlichen Bereich sind bereits international weitgehend akzeptierte Verfahren etabliert. Für die Kultur- und Gesellschaftswissenschaften müssen spezifische Instrumente vereinbart werden.
7. Bei der Konstruktion der Evaluationsparameter ist darauf zu achten, daß das Gewicht und die Auswirkungen von vordergründig anwendungsbezogenen und umsetzungsorientierten Kriterien kontrolliert bleiben. Trotz des Einsatzes von „Filtermechanismen“, die z.B. bei der Evaluation der Drittmittelwerbung über Fächergewichtungen versuchen, vergleichbare Bedingungen zu schaffen, besteht ein Bias in Richtung auf eigendynamische Pragmatik.
8. Die deutsche Sportwissenschaft läuft Gefahr, im Vergleich zu ihrer Leistungsfähigkeit international zweitklassig zu werden. Evaluationsparameter müssen sich deshalb in besonderem Maß auch an internationaler Repräsentanz (z.B. Publikationen) ausrichten.
9. Die Evaluation muß neben den klassischen Parametern in Forschung und Lehre auch die Bemühungen für eine angemessene Ausrichtung auf ein bestimmtes Berufsfeld der Absolventinnen und Absolventen widerspiegeln.
10. Die Erfahrungen mit den bisher durchgeführten Evaluationsverfahren sowohl in der Sportwissenschaft wie auch in anderen Fächern zeigen, daß ganz wesentliche Effekte auf der Ebene des Bewußtseins der evaluierten Personen angesiedelt sind. Quantitativ meßbare Wirkungen, wie z.B. höhere Drittmittelwerbungen, mehr Publikationen in hochwertigen Organen etc., sind von einer Vielzahl von Faktoren beeinflußt und z.T. nur über größere Zeiträume nachweisbar. Das ist unverzichtbar. Die kurzfristige öffentliche Darstellung der Ergebnisse von Evaluationen reichte in der Vergangenheit in einem ersten Zugang jedoch oftmals aus, um die o.g. Bewußtseinseffekte auszulösen.

Literatur

- HIS-Hochschul-Informationen-System GmbH: HIS-Kurzinformation – Praxis der internen und externen Evaluation. Hannover 1998
- HÖLDOBLER, B.: Humboldt als Erfolgsrezept. In: *Forschung & Lehre* 5 (1998), 6, 302-304
- HÜTTL, R.F./SEMMELE, H.: Forschungsförderung in den USA. In: *Forschung & Lehre* 5 (1998), 4, 180-183
- MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST BADEN-WÜRTTEMBERG: Abschlußbericht der Hochschulstrukturkommission Baden-Württemberg. Stuttgart 1998

Prof. Dr. Dr. h.c. Joachim MESTER
Deutsche Sporthochschule Köln
50927 Köln